

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die beiden Alten vom Leuchtturm

Wie leuchtete das Glück aus ihren Augen, als Walter in voller Jugendkraft ins Zimmer stürmte!

„Grüß Gott — da bin ich!“

Er ergriff die Hände, die sich ihm zitternd entgegenstreckten; er küßte die beiden, die sich nach ihm gesehnt hatten, wie er nach ihnen, und die vor Ergriffenheit kein Wort über die Lippen brachten.

Dann aber blieb Walter, in jeder Hand eine der beiden Tanten haltend, stehen, und während er fragend von einer zur andern sah, sprach er das inhaltschwere Wort: „Mutter?“

Die Wirkung dieser Frage war die Antwort.

Josefine wurde weiß wie die Wand, sie war einer Ohnmacht nahe. Berta aber, die begriffen hatte, wies mit einer unmerklichen Neigung des Kopfes auf die Schwester, löste ihre Hand sanft aus der Walters und hatte im nächsten Augenblick das Zimmer verlassen.

Walter umfing seine Mutter. „Mutterle, der Zufall mußte mir helfen, Dich zu finden! Nun aber hat das Versteckenspielen ein Ende, Du liebes, dummes Mutterle!“

Schluchzend barg Josefine Holzmann ihr Haupt an der Brust ihres Sohnes.

Die beiden Alten vom Leuchtturm

Skizze von Robert Wendlandt

(Nachdruck verboten)

Auf einem großen, steilen Felsen, nicht weit vom Ufer, stand ein Leuchtturm. Nicht großen Dampfschiffen diente er als Wegweiser, sondern nur den kleinen Fischerbooten, die hier zu landen pflegten. Darum war es auch kein hoher Turm mit vielfarbigem oder gar elektrischem Licht; nein, er sah ziemlich bescheiden aus — fast, als wäre er nur ein Anbau an dem kleinen, aber fest gebauten Hause, in dem der alte Jakob Ried, der Lampenwärter, mit seiner Frau Sarah wohnte. Das Ehepaar war kinderlos, aber es hatte einen früh verwaisten Neffen, Wilhelm Bernstein, zu sich genommen und aufgezogen, den Sarah liebte, wie man nur sein eigenes, einziges Kind lieben kann.

Jakobs Beruf bestand nämlich darin, die Lampe im Turm mit Anbruch der Dunkelheit anzuzünden, und dann dafür zu sorgen, daß sie nicht erlosch. Pünktlich besorgte er diese Aufgabe; sie ließ ihm aber noch sehr viel freie Zeit, die er mit Gartenarbeit ausfüllte, an der er seine besondere Freude hatte.

Mit unsäglicher Mühe hatte er die Erde in einem Karren herbeigefahren und auf dem harten Fels ein Gärtchen angelegt, das er mit viel Liebe und Eifer, leider aber mit wenig Erfolg pflegte.

Ebensowenig Erfolg hatten seine Bemühungen, die alte Brücke auszubessern, die vom Festland zum Leuchtturm führte; denn wenn er ein Brett an eine schadhafte Stelle nagel-

te, so brach daneben ein neues Loch durch. Die Brücke war eben ganz morsch und bresthaft, so daß ihr kleine Glidereien nicht mehr aufhelfen konnten. Niemand aber wußte recht, wer eigentlich die Pflicht hatte, für eine neue Brücke zu sorgen. Wohl dachten Jakob und die Einwohner, der Staat mit seinem unerföhplichen Geldbeutel müsse dafür aufkommen; da sich der aber nicht darum kümmerte, blieb die Brücke, wie sie war, und wer darüber ging, mußte eben vorsichtig sein. Bei Tage, zur Zeit der Ebbe und bei stillem Wetter ging's ja noch; da konnte man die gefährlichen Stellen vermeiden, und wenn man sie durchbrach, fiel man in leichtes Wasser und kam mit einem kalten Bad davon. Aber in einer dunklen, stürmischen Nacht, wenn oben der Wind die Brücke schüttelte und unten die Wogen das morsche Gebälk mit fortzureißen drohten, da machte wohl nicht leicht jemand den gefährlichen Weg.

Jakob und Sarah waren ein sehr ungleiches Paar. Er war ein stiller Mann, langsam im Denken und nicht leicht aufgeregt, der die Dinge nahm, wie sie kamen, und sich ruhig in das Unvermeidliche schickte. Die lebhafteste, leicht aufgeregte, mit kritischem Verstand begabte Frau bäumte sich auf, wenn ihr etwas gegen den Sinn ging. Wenn Jakob auf seinen alten, steifen Knien auf der Brücke herumrutschte u. sie mit unermüdlicher Geduld ausbesserte, schalt Sarah über die Regierung, die ihrer

Pflicht nicht nachkam. Wenn er unverdrossen den Sand von den Blättern der paar verkümmerten Pflanzen seines Gärtchens lehrte, schalt sie über den Wind, der den Sand herwehte. Jakob hatte ein frommes Gemüt; aber er hatte nicht das Bedürfnis, über religiöse Fragen nachzudenken, und nahm die Tatsachen des Glaubens als etwas eben so Selbstverständliches hin, wie die schadhafte Brücke, das wilde Meer und sein windiges, sandbestreutes Gärtchen. Sarah hingegen betrachtete die Verhältnisse mit kritischen Augen. Die alte, wacklige Brücke, welche die einzige Verbindung zwischen dem Leuchtturm und dem Festlande war, das wilde, gefühllose Meer, das ihren teuren Vater und zärtlich geliebten Bruder verschlungen hatte und das nicht einmal den paar Pflänzchen unter ihrem Fenster ihr kümmerliches Dasein gönnte, das — und manches andere, was ihr gegen den Sinn ging, machte, daß sie zuerst an Gottes Liebe und dann an dem Dasein Gottes überhaupt zu zweifeln anfing. Seit Jahren war sie gliederleidend und konnte ohne ihres Mannes Hilfe kaum einen Schritt machen. Sie saß den ganzen Tag mit ihrem Strickzeug an einem Fenster, von dem aus sie das Meer sehen konnte, und während sie ihren trüben Gedanken nachhing, verhärtete sie ihr trotziges, altes Herz immer mehr gegen die Stimme des Gewissens.

In ihrer Jugend hatte Sarah die nächste, ungefähr eine Stunde entfernte Kirche besucht. Seit einiger Zeit war dort ein neuer Pfarrer, und als dieser von einem Gemeindeglied hörte, daß Sarah am Glauben Schiffbruch gelitten hatte, ging er zu ihr und versuchte ihr zuzusprechen. Allein er hatte keinen Erfolg.

„Ja, wissen Sie, Herr Pfarrer,“ sagte die Alte, „das ist ganz schön, wenn Sie sagen, man müsse im Geiste schauen und im Geiste anbeten. Unserer muß auch mit dem leiblichen Auge etwas sehen. Bloß Geist kann unserer nicht verstehen. Mir ist nie ein Gebet erhört worden; Sie sagen vielleicht, Gott habe mich eben in anderer Weise erhört — aber das wäre ja gerade, als hätte er mir einen Stein für Brot gegeben. Nein, da kann ich eher glauben, es gebe gar keinen Gott. Ich bin eine alte Frau und lebe seit vierzig Jahren mit dem Jakob auf dem Felsen. Es ist viel, was ich gern anders gehabt hätte,

Großes und Kleines, aber es hat mir kein Beten was geholfen. Wenn mich Gott nur wenigstens in was Kleinem erhört hätte, dann hätte ich leichter an ihn glauben können. Vor vierzig Jahren — wir waren grad neu verheiratet — da war in der Nacht ein schrecklicher Sturm, und mein Vater und mein Bruder waren draußen auf dem Meer. Ich habe die ganze Nacht auf den Knien gelegen und für sie gebetet; am andern Morgen hat das Meer ihre Leichen ans Ufer geworfen. Mein Bruder war erst ein paar Monate verheiratet. Er hatte eine liebe, herzengute Frau. Sie fing zu kränkeln an. Ich habe so gebetet, daß sie leben möchte; aber sie starb und hinterließ das Büblein.“

„Aber der Knabe ist doch am Leben geblieben,“ sagte der Pfarrer, „und ist der Trost Ihres Alters. Sie sehen Gottes Liebe daran, daß er Ihnen den Pflegesohn erhalten hat.“

„Herr Pfarrer,“ sagte die Alte, „um das habe ich nie gebetet, sonst wär's am Ende auch anders gekommen. Und ich hätte noch viel zu sagen, große Dinge, von denen ich vielleicht besser nicht rede, und kleine. Sehen Sie die Brücke. Sie sind gewiß mit Herzklopfen darüber gegangen und würden was drum geben, wenn Sie wieder zurück wären. So oft der Jakob darüber geht, überläuft's mich kalt, und ich meine, das Herz müsse mir stillstehen, bis er wieder da ist. Wegen der Brücke habe ich auch gebetet, und dann — Sie denken vielleicht, es sei nicht der Mühe wert. Aber da ist dem Jakob sein Garten. Vor fünfzehn Jahren hat er einen Rosenstock gepflanzt; verwelkt ist der Strauch ja nicht, aber geblüht hat er auch nicht. Ich habe wahrhaftig gebetet, daß der Baum blühen möchte, und ich glaube, wenn ich einmal eine Rose daran sähe, könnte ich eher an Gottes Dasein glauben. Sie meinen's gut, Herr Pfarrer; aber wenn's einen Gott gibt, und ich soll an ihn glauben, so muß ich einmal ein deutliches Zeichen haben...“

Der Leuchtturm war eine Stunde von der Stadt entfernt. Der Weg dahin war eine öde Steppe, auf welcher der Sand in Haufen umhergeweht war, so daß es ausah, als hätten die Strafen Wellen wie das Meer. Die einzige menschliche Wohnung in der Nähe des Leuchtturms war ein braunes Häuschen am anderen Ende der Brücke. Hier wohnte die Witwe Weber mit ihrer Tochter Anna. Die

beiden Frauen erwarben ihren Unterhalt durch Nähen für ein Geschäft in der Stadt. Wilhelm Bernstein, Jakobs und Sarahs Pflegesohn, war mit Anna Weber verlobt gewesen; aber er hatte das Mädchen verlassen und vor einem Monat eine hübsche junge Frau aus der Stadt geheiratet. Anna Weber packte ein paar Briefchen und kleine Andenken in ein Päckchen, und dann ging sie wieder an ihre Arbeit. Sie war nicht schön, aber ein braves, zuverlässiges Mädchen, im Neuzern möglichst verschieden von der Frau ihres ungetreuen Bräutigams. Das fühlte sie, als sie die junge Frau gesehen hatte in der eleganten Samtjacke und dem reich verzierten Rock, mit dem feinen weißen Gesichtchen, das aus einer Umrahmung von zarten blonden Locken schelmisch zu dem Mann hinauslächelte; das sah sie dann, als sie daheim im Spiegel ihr einfaches, schwarzwollenes Kleid, ihr gewöhnliches Gesicht und ihr mattbraunes, glattes Haar betrachtete. „Kein Wunder,“ sagte das gutherzige, bescheidene Mädchen, „ich gönne's ihm und ich glaube, unser Herrgott wird's ihm nicht anrechnen.“

Sarah Nied bedauerte die Auflösung des Verlöbnißes aus zwei Gründen. Einmal tat es ihr leid um Anna, und dann war durch Wilhelms Verheiratung mit einem Stadtmädchen ihre Hoffnung vereitelt, daß ihr Pflegesohn entweder in dem Haus an der Brücke oder im Leuchtturmhäuschen wohnen würde, denn dem Stadtdämchen war's draußen am Strand zu einsam, und schon der Gedanke, jenseits der lebensgefährlichen Brücke im Leuchtturmhaus zu wohnen, war ihr schrecklich. So hatte Wilhelm eine hübsche Wohnung in der Stadt gemietet und mit seiner jungen Frau bezogen.

Natürlich trug die Heiratsgeschichte nicht dazu bei, Sarahs Gemütsstimmung zu verbessern.

Es war einige Wochen nach der Hochzeit, da waren im Leuchtturm unerwartet die Lebensmittel ausgegangen, und Jakob machte sich auf den Weg nach dem nächsten Ort, wo etwas zu haben war. Am Himmel zeigten sich die Vorboten eines Sturmes; aber es war noch heller Nachmittag, und Jakob sagte beim Gehen: „Mach' Dir keine Sorge, Sarah, ich bin um fünf wieder da und zünde die Lampe an. Wir sind freilich im Juni, aber es sieht aus, als würd's um fünf Uhr schon finster.“

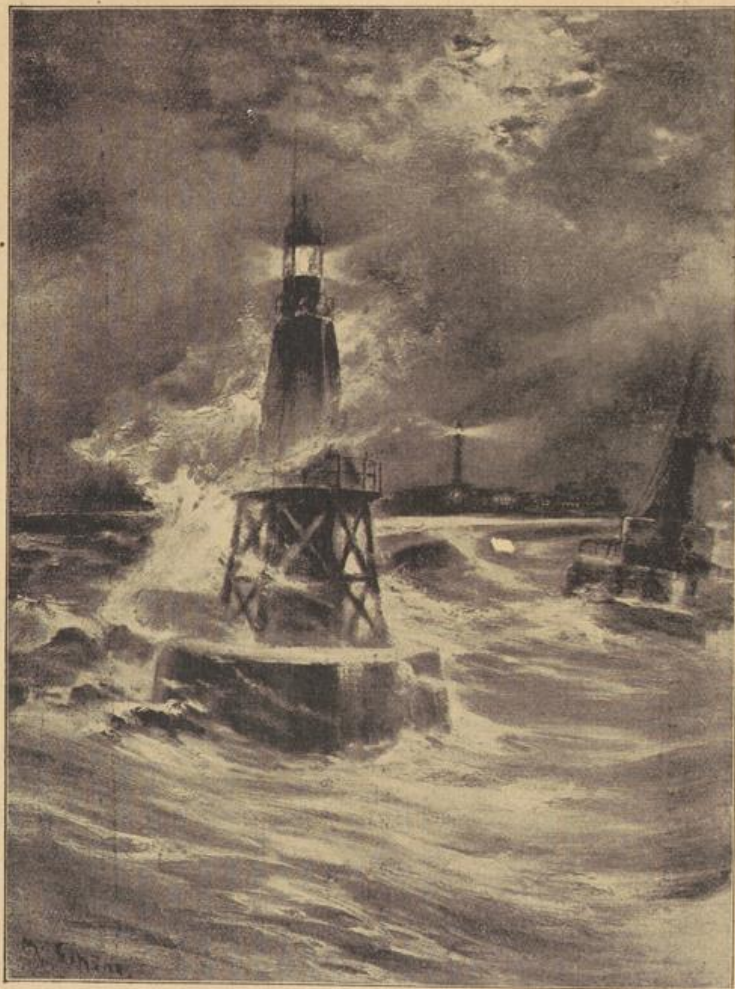
Sarah saß mit ihrem Strickzeug am Fenster und beobachtete das Herannahen des Sturmes. Sie saß neuerdings lieber an dem Fenster, das nach landeinwärts schaute. Da sah sie das kümmerliche Gärtchen und den Rosenstrauch, der nicht blühen wollte. Es war ein frischer, kräftiger Strauch, und es war eigentlich kein Grund ersichtlich, warum er nicht blühte. Heute hatte Frau Nied keinen Blick für ihn. Während sie emsig strickte, sah sie angstvoll nach dem Himmel, der immer finsterner wurde. Stricken war die einzige Arbeit, die Sarah tun konnte, und da Lätigkeit ihr Bedürfnis war, strickte sie von früh bis spät dicke wollene Strümpfe für ihren Mann und ihren Pflegesohn. Jakob kochte, kehrte und scheuerte so getreulich, daß niemand, der Frau Nieds Stube sah, den Mangel einer weiblichen Hand empfunden hätte. Sehr gemütlich war das Zimmer freilich nicht mit seinen wenigen Möbeln: einem Tisch, ein paar Holzstühlen und einem harten Sofa. Als Schmuck hatte das Stübchen noch ein paar Muscheln, einen Lampenuntersatz, den Anna Weber gemacht hatte, und an der Wand unter Glas und Rahmen einen Kranz, der auf dem Sarg von Wilhelms Vater gelegen hatte.

Frau Nied war einst ein hübsches Mädchen gewesen, und noch jetzt hatte sie mit ihren lebhaften, glänzenden blauen Augen und ihrem schönen, glatten braunen Haar für eine hübsche Frau gelten können, wenn nicht etwas Unruhiges und Herbes in ihrem Gesicht und ihrem Wesen abstoßend gewirkt hätte.

Schnell vergingen die Stunden, während Sarah strickend am Fenster saß. Um 5 Uhr fing es an zu stürmen; aber Jakob Nied war noch nicht da. Der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, und eine tiefe Dämmerung überschattete Land und Meer. Jetzt hätte man das Licht anzünden sollen. Die sechste Stunde schlug, es wurde immer dunkler, aber Sarah saß noch immer allein im Stübchen — das Strickzeug war ihr längst in den Schoß gefallen. Es schlug sieben, und der Alte war noch nicht da. Es war jetzt ganz dunkel; draußen stürmte und tobte der Wind, Blitze zuckten Donner grollten, und zugleich war eine heiße, beängstigende Schwüle in der Luft. Wie das Geheul wilder Tiere in einer Höhle hörte sich das Getöse an, das von der Meeresseite her kam. Es kam eine große Angst über

Sarah. Sie erinnerte sich plötzlich, daß ihr Pflegesohn draußen auf dem stürmischen Meer war und kein Licht ihm den Hafen zeigte. Sie besann sich: Ja, heute war Dienstag,

te, den er aus Lockport mitbringen wollte. Ja, heute war Dienstag; gestern noch hatte Jakob mit der Anna von Wilhelms Plan gesprochen. Der Alte dachte nicht daran, daß



An der Ostmole von Swinemünde
Nach einem Gemälde von M. Schöne

und da hatte er im Sinn, mit einem Bekannten nach Lockport zu fahren. Am Sonntagabend hatte er es mit seiner hübschen jungen Frau besprochen. Halb im Spaß, halb im Ernst hatte die Frau geklagt, daß sie einen einsamen Tag haben werde, worauf er ihr zum Trost einen neuen Gut versprochen hat-

Anna sich für Wilhelms Ausflüge nicht mehr interessierte.

„Ja,“ dachte Sarah, „es ist Dienstag; er ist draußen auf dem Meer, und das Licht, das dem Schiffer die gefährlichen Felsen zeigen soll, brennt nicht. Morgen früh wird er stumm und kalt ans Land gespült werden;

ich kann's fast vom Fenster aus sehen! 's wird ihm gehen wie seinem Vater und Großvater, und vielleicht geht's der jungen Frau, wie's seiner armen jungen Mutter gegangen ist. O mein Herzenskind, mein Herzenskind!" schrie sie. „Du bist draußen, und deine Mutter kann dir mit all ihrer Liebe nicht den Heimweg zeigen! Oh, die dunklen Wellen werden dein schönes Gesicht bedecken und deine lustigen blauen Augen, die mich angesehen haben, wie du noch ganz klein warst, und die schwarzen Locken, die ich gekämmt, und die Lippen, die ich geküßt habe, und dein liebendes Herz wird stillstehen. O Gott! O Gott!"

„Er ist ein guter Junge gewesen,“ fuhr sie fort, als redete sie mit dem Gott, an den sie nur halb geglaubt, und den sie jedenfalls für so unerbittlich gehalten hatte, als fühlte sie aber jetzt, daß er lebendig und gegenwärtig sei, und daß sie ihm, wenn auch ohne viel Hoffnung auf Erfolg, Wilhelms gute Eigenschaften vorhalten müsse. „Er war ein guter Junge, er war nie leichtfertig und liederlich, und er war ganz gewiß nicht schlecht. Freilich, an der Anna Weber hat er nicht schön gehandelt; aber denk' doch, was seine jetzige Frau für ein Gesicht hat. O Herr, hinter einem unschönen Gesicht kann ja gerade so viel Liebe sein wie hinter einem schönen; aber du hast eben Leute geschaffen, die lieber eine Perle sehen als eine Muschel, und bei solchen Leuten hält eben die Liebe länger, wenn's auch ein schönes Gesicht ist. Er kann nichts dafür, Herr, er kann nichts dafür. O Herr, er kann gewiß nichts dafür! Laß ihn doch nicht ertrinken zur Strafe! O Herr, laß ihn nicht umkommen!"

Sarah's Stimme war schwach und heiser; aber sie schrie die Worte mit aller Kraft heraus. Was sie sprach, war halb ein Gebet, halb eine Ansprache.

Der Wind wurde immer heftiger, die See brauste immer lauter. Als sie trotz des Brausens des Sturmes hörte, wie es auf ihrer Uhr neun schlug, war sie ganz außer sich vor Kummer. Sie sank auf die Knie, auf die alten, steifen Knie, die sie seit fünf Jahren nicht mehr hatte biegen können, und betete, wie sie noch nie in ihrem Leben gebetet hatte. Da kam mitten in ihrem Jammer eine große Ruhe über sie.

„Ich will gehen und die Lampe anzünden“, sagte sie im Tone tiefster Ehrfurcht.

Langsam stand sie auf. Sie war seit Jahren nicht mehr gegangen; so hatte sie bei jedem Schritt Schmerzen, aber sie achtete es nicht. Sie fühlte den Schmerz, aber nur wie etwas Neuhäerliches, das sie nichts anging. Es war ihr, als gehörten die Seelenangst und der körperliche Schmerz zwei verschiedenen Wesen an.

Sie ging durchs Zimmer in den Vorplatz und kam an die enge Turmtreppe. Mit Entschlossenheit erklimmte sie unter unsäglicher Mühe die steilen Stufen, eine nach der andern.

Jetzt schob sie den Schieber von der Laterne zurück — und ein glänzendes blendendes Licht strahlte ihr entgegen. Die Lampe brannte! Sarah wußte nicht, wie sie die Treppe wieder hinunterkam. Unversehens war sie wieder in ihrem Stübchen und lag auf den Knien. So fand sie ihr Mann, als er totenbleich und bis auf die Haut durchnäßt hereinwanke.

„Um Gotteswillen, Sarah, wer hat die Lampe angezündet?“ war seine erste Frage.

„Der Engel Gottes!“ sagte Sarah feierlich. „Ich hab' unsern Herrgott all die Jahre her gebeten, um ein Zeichen, daß er lebt, und jetzt hat er mich erhört. Ich kroch die Treppe hinauf...“

„Du gingst hinauf?“ unterbrach Jakob sie erstaunt.

„Ja, ich ging hinauf, ich wollte die Lampe anzünden, aber sie brannte schon.“

Der bleiche Alte ging zu seiner knienden Frau und hob sie liebevoll auf.

Der Herr hatte Sarah's Gebet erhört, wenn er auch keinen Engel gesandt, sondern es einem Menschenkind ins Herz gegeben hatte, die Lampe anzuzünden. Es war die gute, treue Anna Weber, die in der Dunkelheit den gefährlichen Weg gemacht und das Licht angezündet hatte. —

Am nächsten Morgen, als Sarah zum Fenster hinaussah, bemerkte sie eine schöne Rose an dem Busch unter ihrem Fenster.

„Ich wollt' dir schon sagen, daß er Knospen hat,“ sagte Jakob, „es ist noch eine da.“

Es war ein heller, sonniger Morgen. Anna Weber stand am Fenster und schaute hinaus. Da sah sie Wilhelm vorübergehen. Er war auf dem Weg zum Leuchtturm, um seinen Pflegeeltern zu sagen, daß er wohlbehalten heimgekommen sei.